



J.B.METZLER

Einleitung

Um keinen anderen Großen der deutschen Literatur ist so erbittert und so lange gestritten worden wie um Heinrich Heine. An keinem anderen haben sich die Geister so geschieden wie an dem deutschen Juden aus dem Pariser Exil. Und kein anderer wurde in seinem Heimatland so abgelehnt und so verfolgt wie dieser frankophile Störenfried und skandalöse »Nestbeschmutzer«.

Wenn die Auseinandersetzung mit Heine immer schon ein Gradmesser der Demokratie in Deutschland gewesen ist, dann sprechen die vergeblichen Versuche, ihn zu ehren, und die erfolgreichen Versuche, ihn zu entehren, eine deutliche Sprache. So scheiterten am Widerstand deutschnationaler Kräfte in den Jahren 1887 bis 1893 die ersten Initiativen, dem in der Welt nach Goethe bekanntesten deutschen Lyriker in Düsseldorf ein Denkmal zu errichten. Während im Ausland, auf Korfu (heute in Toulon), in New York und in Paris längst Denkmäler und Büsten an den Dichter erinnerten, gelang es auch 1932 einer neuen Denkbewegung nicht, die vorgesehene Plastik am Rhein aufzustellen. Bereits im Wilhelminischen Deutschland hatten sich auch jene moralischen und religiösen Vorurteile radikalisiert, die mit dem Erscheinen der ganz frühen Werke Heines aufgekommen waren: Ein Franz Sandfoß schmähete 1888 den Dichter sogar sehr genau als »Pfahl in unserm Fleische«, welcher eine »Operation« erfordert, und Adolf Bartels blies 1906 zum offenen Kampf gegen den frivolen »Dekadencejuden« Heine (*Heinrich Heine. Auch ein Denkmal*). Daran konnte dann die rassistische Kulturpolitik des Dritten Reiches anknüpfen, um Heine-Denkmäler in Frankfurt und Hamburg zu zerstören und Heines Namen und Werk vollends auszulöschen.

Die negative Wirkungsgeschichte, in der sich auch ein Stück deutscher Nationalgeschichte spiegelt, sollte in der jüngsten Vergangenheit noch ein tragikomisches Nachspiel erleben. Nach 17jährigem Ringen scheiterten

1982 vorläufig alle Versuche, die 1965 gegründete Universität Düsseldorf nach Heinrich Heine zu benennen: Der Konvent einer Lehranstalt, die über keine juristische Fakultät verfügt, wollte sich damals nicht zu einem ausgebildeten Juristen bekennen. Erst 1988 brachte ein Senatsbeschluß die Wende und im Juni 1989 konnte die Umbenennung in »Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf« öffentlich gefeiert werden. – Wie man weiß, hat Heine in *Ideen. Das Buch Le Grand* Vorsorge getroffen, daß sich nach seinem Tode neben Düsseldorf nicht sieben andere Städte, mit Namen »Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenstädt« um die »Ehre streiten« können, seine »Vaterstadt zu sein«. Zu Unrecht, denn wahrscheinlich wäre er z.B. mit dem närrischen Schöppenstedt viel besser gefahren als mit seiner Vaterstadt, die erst an seinem 125. Todestag nicht verhindern konnte, daß ihr auf dem Schwanenmarkt das Heine-Monument von Bert Gerresheim übergeben wurde. Sicher wäre es anderswo auch viel früher zu einem Heine-Preis und zu einem international angesehenen Heine-Institut gekommen.

Ende der 80er Jahre hat sich der inzwischen sprichwörtlich gewordene »Streit um Heine« längst ins Gegenteil verkehrt. Der Kämpfer für Freiheit und Fortschritt wird heute nicht mehr verleumdet, sondern überall gefeiert und geehrt. Kaum ein anderer der älteren Klassiker scheint so populär zu sein und wird in den Medien so oft zitiert wie Heinrich Heine. Zwei historisch-kritische Werkausgaben, die parallel im Osten und Westen entstehen, errichten sogar das »Monument« eines neuen, gesamtdeutschen Klassikers, dem allerdings die »durchschlagende Wirkungslosigkeit« droht, wie Max Frisch seinerzeit dem kommenden »Klassiker« Brecht vorausgesagt hat. Wohl erstmals seit anderthalb Jahrhunderten herrscht jetzt Konsens über den künstlerischen Rang des Lyrikers und Prosaschriftstellers.

Wenn aber auch die wissenschaftlichen Schlachten, die mit der Ende der 60er Jahre einsetzenden Heine-Renaissance aufgekommen sind, geschlagen scheinen, so ist es doch keinem der verschiedenen Lager gelungen, ein, oder besser, ihr Heinebild durchzusetzen. Während die DDR-Germanistik bereits in den 50er und 60er Jahren ein progressives und geschlossenes, aber nicht problemfreies Bild vom Vorläufer des Sozialismus entwickelt hatte, konnte die westdeutsche Diskussion erst im Zuge der Studentenbewegung, als man die verschütteten Traditionen des Jungen Deutschland und des Vormärz wiederentdeckte, die alten Vorstellungen vom unpolitischen Dichter und ambivalenten Schriftsteller revidieren. So konkurrieren heute marxistische und liberale, progressive und konservative Heine-Deutungen, denen sich noch die judaistischen und positivistischen Interpretationen hinzugesellen.

In einer Zeit, die sich mangels theoretischer Erneuerung als enzyklopädische darbietet und in der sich die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen verstärkt ihrer Geschichte zuwenden, scheint der Augenblick günstig, die wichtigsten Ergebnisse einer Auseinandersetzung mit Heine zusammenzufassen, um am Werk eine Bilanz aufzustellen. Mit detaillierten Einzelanalysen sämtlicher, auch kleiner und kleinster Schriften, versucht mein *Handbuch*, einen Überblick über das vorhandene Wissen zu geben und den Weg zu Texten zu ebnen, die zum größten Teil einem breiteren Leserkreis immer noch unbekannt sein dürften. Das auf Vollständigkeit zielende Unternehmen geht von der Überzeugung aus, daß eine Konfrontation mit diesem Werk weiter lohnend ist, weil wichtige Teile der Kämpfe, die Heine wie kaum ein anderer europäischer Schriftsteller seiner Zeit angezettelt hat, auch in der Gegenwart noch nicht ausgekämpft sind. Das *Handbuch*, das sich nicht als reine Bestandsaufnahme versteht, folgt dem Werk in seine Verästelungen, um einen Autor zu zeigen, wie er in seine Zeit »eingebettet« liegt – von ihren Widersprüchen ständig um seine Ruhe gebracht und zerrissen von ihren Kämpfen. Heines konfliktgeladener Situation zu sei-

ner Zeit verdankt nun die »moderne Schule« in Prosa und Lyrik ihre Entstehung: Aus ihr sind die Jungdeutschen und die Vormärzdichter hervorgegangen; sie hat Georg Herwegh und Georg Weerth beeinflusst; zu ihr haben sich Baudelaire und Nietzsche bekannt; in ihrer Tradition stehen Wedekind und Tucholsky, Brecht und Thomas Mann; und ihre Nachwirkungen reichen bis auf Enzensberger und Rühmkorf, Biermann und Kunert. Außerdem war der Schüler Hegels und der Anhänger Saint-Simons durch seine Nähe zu den Zeitkämpfen imstande, die »Schule« des modernen Denkens zu eröffnen: Mit Heine beginnt der Junghegelianismus; seine Religionskritik hat Marx zur »Opium«-Metapher inspiriert und Nietzsche zur These vom »Tod Gottes«; sein zensurbedingter Witzstil lieferte Freud, dem Analytiker der Zensur des Unbewußten, bevorzugt Anschauungsmaterial. Ferner hat Heines Kritik am aufkommenden Warencharakter aller Dinge Phänomene wie Fetischismus und Verdinglichung entdeckt; seine Psychologie des Ressentiments weist auf die *Genealogie der Moral* voraus; seine Kulturkritik kündigt das *Unbehagen in der Kultur* an, und seine dialektische Auffassung vom ökonomischen Fortschritt muß gerade im Lichte gegenwärtiger Diskussionen besonderes Interesse erregen.

Das *Handbuch* widmet sich auch eingehend solchen Texten, die von der wissenschaftlichen Diskussion bisher weniger beachtet worden sind oder die von den Herausgebern oft als Restposten ediert wurden (als Nachlese oder als »Aufsätze zu«). Dadurch wird der Kanon der »klassischen« Werke durchbrochen und wohl zum ersten Mal die außerordentliche ästhetische Vielfalt des Heineschen Œuvre erkennbar. So gewinnt neben dem Deutschlandkritiker der Mythologie, der auf die Wiederkunft des Dionysischen gestoßen ist, ebenso an Gestalt wie der Erzähler, der mit Strukturen experimentiert hat, die zur Tradition des modernen Romans gehören. In der *Reisebilder*-Zeit gilt es einen Dramatiker zu würdigen, der 1823 die »große Suppenfrage« auf die Bühnen gebracht hat, und einen Rezensenten, der 1828 das Ende der »Kunstperiode« erklärte. Und im

Schatten des großen Pariser Korrespondenten, der die ›Schule‹ der politischen Essayistik unseres Jahrhunderts nachhaltig beeinflusst hat, durfte der Kunst- und Theaterkritiker nicht übersehen werden: Seine Gemäldeberichte von 1831 haben eine Ästhetik entwickelt, auf die sich Baudelaire im *Salon de 1846* berufen konnte, während seine Bühnenberichte von 1837 Ideen enthalten, die auf eine Soziologie des Theaters hinauslaufen.

Da es der Aufbau des *Handbuches* unumgänglich machte, Heines schriftstellerischer Tätigkeit bis in alle Winkel nachzuspüren, drängte sich der Eindruck immer stärker auf, daß es an der Zeit ist, endlich einen Dichter beim Wort zu nehmen, der in der *Vorrede* zur Neuausgabe des *Buchs der Lieder* 1837 ausdrücklich erklärt hat: »Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, ebenso gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind«. Will man nun angesichts der Vielfalt des Werkes so etwas wie eine Einheit hervorkehren, dann kann es nicht darum gehen, Widersprüche und Spannungen, Zwiespältigkeiten und Schwankungen zuzudecken oder gar zu leugnen, denn sie sind nun einmal grundlegend für Heines künstlerische Existenz geworden und haben seine moderne Schreibweise geprägt. Wer das, was sich als ambivalent darbietet, verstehen will, muß nicht nur die unreifen deutschen Verhältnisse berücksichtigen, sondern auch bedenken, »wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen« sein kann (*Der Schwabenspiegel*).

Entscheidend für das Heine-Bild, das im *Handbuch* vertreten wird, ist die Erkenntnis der kontinuierlichen, unversöhnlichen Gegenstellung des Dichters und Schriftstellers zur gesellschaftlichen Wirklichkeit seiner Zeit – eine Opposition, die auf allen Stufen des Werkes, auch denen der Lyrik, angefangen mit der frühen, in unterschiedlicher Intensität zutage tritt. Wenn deshalb von Einheit gesprochen werden kann, dann nicht im Sinne einer verlogenen Harmonie, die Heine selbst in jeder

Form bekämpft hat, sondern im Sinne eines Engagements, dessen unwandelbares Ziel gesellschaftliche Veränderung am Maßstab sozialer Emanzipation gewesen ist. Der historische Ort, dem Heines »Gedanke« verpflichtet bleibt, ist in der Zwischenstellung – wenn es denn ein »Zwischen« sein soll – von Spätaufklärung und Frühsozialismus zu suchen, d. h. im Anknüpfen an aufklärerische Ideologiekritik und im Einklang mit der zeitgenössischen Bourgeoisiekritik, die in *Lutezia* mit der Ankündigung der »Weltrevolution«, dem »großen Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes«, gipfelt.

Diese Stellung zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert ist schließlich die Voraussetzung der These, daß die Entstehung des modernen, oppositionellen Intellektuellen in eine Zeit fällt, deren herrschende Tendenz genau darin besteht, radikale, auf die Grundlagen zielende Kritik zu verhindern – wozu sich aber jene Schriftsteller und Gelehrte mißbrauchen ließen, die Heine als seinen Gegentyp, als »Verräter« bloßgestellt hat. Die Gesamtdarstellung bietet den unbestreitbaren Vorteil, auch an kleinen, abgelegenen Kampftexten der 30er Jahre zeigen zu können, in welchem Maße, nämlich bis zum Ersticken, der engagierte Intellektuelle Heine in die Auseinandersetzungen seines Jahrhunderts verwickelt war.

Das Paradoxe meines ganzen Unternehmens liegt auf der Hand und läßt sich in der Frage fassen: Kann man den sowohl spitz- wie doppelzüngigsten Schriftsteller deutscher Sprache in ein Handbuch ›stecken‹, ohne ihn wie ein moderner Prokrustes bis zur Unkenntlichkeit zurechtzustutzen? Bedenken dieser Art zerstreut Heine überraschenderweise selber, denn er hat keineswegs negativ über Handbücher geurteilt und einige sogar ausgiebig benutzt. So empfiehlt er im Neunten Brief der Schrift *Über die französische Bühne* diesen Buchtypus augenzwinkernd als willkommenes Mittel, um sich in kürzester Zeit in einen Kunstkenner zu verwandeln. Das zweite Buch der Philosophiegeschichte ist weitgehend einem damals verbreiteten *Handbuch* verpflichtet. Und der Autor der *Romantischen Schule* war sich nicht zu schade, die Schrift seinem

Verleger als »Handbuch« von bleibendem Wert anzupreisen (Brief an Campe vom 2. Juli 1835).

Aus Gründen der Übersichtlichkeit gliedert das *Handbuch* nur in Werke mit gebundener und ungebundener Rede und verfolgt dann jeweils eine chronologische Ordnung, die sich nach dem Erstdruck, in Journal- oder Buchform, richtet. Bruchstücke aus dem Nachlaß werden mit den eingeführten Titeln nach ihrer vermutlichen Entstehungszeit eingereiht. Reihentitel wie *Reisebilder* und *Der Salon* werden als selbständige Werkkomplexe speziell dargestellt, ebenso wie die eigens komponierten Sammelbände *De la France* und *De l'Allemagne*.

Die Werkanalysen folgen im Aufbau einer dreiteiligen Systematik. Eingangs wird die Entstehungs- und Druckgeschichte (so weit belegt, auch die der französischen Übersetzungen) mit Überblick über die Textfassungen dargestellt und durch Angaben zu den maßgeblichen Originaldrucken sowie zu aktuellen, deutschen und französischen Textausgaben ergänzt. Der zweite und Hauptteil widmet sich Analyse und Deutung, wobei der Zugang zu den wichtigsten Aspekten und Fragestellungen stets über Textstrukturen gesucht wird. Der dritte Teil umfaßt die zeitgenössische Aufnahme und Wirkung in Deutschland und Frankreich, insofern diese dokumentiert und erforscht sind (die weitere Wirkung von Heines Œuvre im 19. und 20. Jahrhundert in den beiden Ländern greift der Anhang bibliographisch auf). Modifikationen der Systematik können sich im Anschluß an den ersten Teil ergeben, um bestimmte Voraussetzungen oder Traditionen gesondert darzulegen. Die Werkanalysen sind so weit wie möglich in sich geschlossen angelegt und können deshalb einzeln gelesen werden. Wiederholungen von Schlüsselzitate, Themen oder Grundbegriffen wurden ebenso in Kauf genommen wie die jeweils erneuerte Analyse formaler Mittel, zu meist der Kontrastästhetik und der Komik.

Ein Einzelautor ist bei einem derartigen Unternehmen in entscheidendem Maße von den Ergebnissen der bisherigen Forscher- und Herausgebere Tätigkeit abhängig; ja, wenn er es

wagt, sich auf die Schultern seiner Vorgänger zu stellen, dann um gemeinsam einen längeren Schatten zu werfen. Für den Zeitraum von 1954 bis 1982 verzeichnen zwei maßgebliche Bibliographien fast 5700 Texte von und über Heine: Aus der Masse der heute für einen Laien kaum noch überschaubaren Beiträge wurden nur Arbeiten berücksichtigt, welche die Analyse fördern und mit denen sich eine Auseinandersetzung lohnt; ferner solche, die bestimmte Deutungen oder weiterführende Informationen enthalten; und schließlich jene, die bei der Arbeit benutzt worden sind. Was den Heine-Interessierten als »Rattenschwanz« erscheint (und überlesen werden kann), soll einen aktuellen Forschungsstand dokumentieren und denen, die einen wissenschaftlichen Einstieg suchen, die Möglichkeit zu selbständiger Weiterarbeit geben. Ältere, nicht »überholte« Arbeiten wurden aufgrund ihrer Sachhaltigkeit aufgenommen. Außerdem sollte die Germanistik des westlichen Auslandes mit wichtigen Beiträgen vertreten sein. Die werkbezogene Anlage des *Handbuches*, das sonst von einem Einzelautor kaum zu schreiben gewesen wäre, erforderte bei intensiv bearbeiteten Werken eine Auswahl aus der oft bemerkenswerten Forschungsliteratur; andererseits konnten Gesamtdarstellungen, thematisch orientierte Abhandlungen oder Essays nicht in dem gebührenden Maß berücksichtigt werden.

Ein Handbuch, das den aktuellen Stand der Forschung erfassen und festschreiben will, stößt zwangsläufig auch auf Defizite und Lücken, von denen hier einige kurz erwähnt werden sollen. Trotz der gewaltigen Masse an Literatur fehlen z.B. systematische und erschöpfende Darstellungen der politischen, ästhetischen oder geschichtlichen Theorie. Ebenso vermißt man eine umfassende Analyse von Heines Stellung zur europäischen Aufklärung oder eine alle Aspekte berührende Untersuchung zu seinem Sprachstil. Lücken wären angesichts des französischen Kontextes bei Entstehung und Aufnahme von Werken der mittleren und späten Zeit zu schließen, z.B. bei der Entstehung der Pariser Lyrik oder der Rezeption von *Lutèce*. Die Wirkung seiner ersten

mythologischen Schrift hat Heine zufrieden konstatiert – aber bisher kein Forscher untersucht. Ferner liegen bei einer Reihe von Prosawerken keine befriedigenden Spezialuntersuchungen vor. Auffallend ist weiter, in welchem Maße die jüngste Heine-Renaissance die frühe Liebeslyrik vernachlässigt hat – so, als lägen Welten zwischen dem *Buch der Lieder* und z. B. den *Neuen Gedichten*. Zufriedenstellende monographische Darlegungen fehlen schließlich auch zur Lyrik der 40er und 50er Jahre, die doch immer als vorbildlich zitiert wird.

Meine Danksagungen fallen umständelicher kurz, aber um so herzlicher aus. Von allen Instituten und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland, die mir bei der Beschaffung des voluminösen, oft entlegenen Materials behilflich gewesen sind, möchte ich hier nur dem von Joseph A. Kruse geleiteten Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut danken: dort, wo »fröhliche Wissenschaft« möglich ist, haben mir Heike von Berkholz und Günter Grätsch

jahrelang stets jeden Wunsch erfüllt. In der Literaturhandlung Niepel, Düsseldorf, hat Guni Tillmanns immer für den nötigen »Nachschub« gesorgt. Unter den Freunden, die mir bei dem Alleingang den Rücken gestärkt haben, danke ich Gabi und Jan Knopf, Karlsruhe, die »alles« initiiert und mit dem *Brecht-Handbuch* den Weg gewiesen haben; Bodo Morawe, Paris, der mich in ständigen Heine-Dialogen davor bewahrt hat, den Überblick zu verlieren; ferner Bernd Lutz, Stuttgart, der mit Geduld das Manuskript betreut und lektoriert hat; und schließlich Alfred Keicher, Tübingen, der Korrektur gelesen hat. Vor allem und vor allen aber danke ich Anne Höhn, die dafür gesorgt hat, daß mir bei der Arbeit das Lachen über Heines Texte nicht vergangen ist.

Dieses Buch widme ich meiner achtzigjährigen Mutter.

Paris und Düsseldorf,
Ostern 1987

Gerhard Höhn

Einleitung zur zweiten Auflage

Habent sua fata libelli: Das vielbemühte Schicksal hat es gut mit dem *Handbuch* gemeint und ihm einen so konstanten Erfolg beschert, daß nach zehn Jahren eine Neuauflage fällig geworden ist.

Mehr als andere Bücher fordert ein Handbuch nicht nur zur Aktualisierung, sondern auch zu Erweiterungen und zu Ergänzungen heraus. Aber je mehr ich beim Wiederlesen in Versuchung geriet, zu ändern, auszuarbeiten oder anzufügen, auch zu streichen, um so mehr wurde mir bewußt, daß jeder größere Eingriff zwangsläufig alle Darstellungen ins »Rutschen« bringen, wenn nicht eine ganz neue Fassung aufdrängen würde. Das aber hätte die Kräfte eines Einzelautors glatt überstiegen – ein Handbuch, das ist auch eine Art Gesamtdarstellung.

Dennoch haben sich Darstellungsform und editorisches Konzept verändert. Einmal galt es, auch dem Nichtfachmann den Zugang zu Werk und Person dieses repräsentativsten unter allen deutschen Dichtern und Schriftstellern, deren Opus allein mit dem 19. Jahrhundert verbunden ist, zu erleichtern. Zum anderen habe ich das Genre Handbuch beim »Wort genommen« und versucht, sowohl die Fragestellungen wie die Ergebnisse der aktuellen Forschung »handhabbarer« zu machen.

Bücher dieser Art, die naturgemäß ohne Fußnoten und Anmerkungen auskommen (müssen), wimmeln von Einschüben und Exkursen, Hinweisen und Klammern, die den Textfluß versperren und nur mäandrische Fortbewegung erlauben. Solche Hindernisse wurden deshalb so weit wie möglich beseitigt, d.h. entweder in die Darstellung integriert oder – bei Literaturhinweisen – in die Werkbibliographien verlagert. Belegstellen von Werkzitaten und Forscherthesen blieben aber erhalten. Kurzcharakteristiken erwähnter oder angezeigter Sekundärliteratur finden sich ebenfalls verstärkt in den bibliographischen Angaben wieder.

Andererseits hat ein Handbuch vermittelnde Funktion, die im vorliegenden Fall darin besteht, den aktuellen Wissensstand systematisch in Form von chronologisch angelegten Werkanalysen zu dokumentieren. Zehn Jahre, das heißt nach den fortlaufenden Bibliographien des Heine-Jahrbuchs schlicht: ca. 1000 Monographien und Aufsätze! Zum direkteren und einfacheren Umgang mit bzw. Rückgriff auf die frühere und neueste Sekundärliteratur ist jetzt am Ende des Buches eine Gesamtbibliographie erstellt worden, die ausschließlich die in den jeweiligen Werkbibliographien verkürzt zitierten Arbeiten enthält. Hier, wie in den Werkanalysen, dienen Jahreszahlen zur Unterscheidung, wenn ein Autor mit mehreren Beiträgen vertreten ist, a- und b-Zusätze zur Identifizierung, wenn mehrere seiner Beiträge aus demselben Jahr stammen. Studien aus Sammelbänden werden sigliert oder nach Herausgebern angeführt. Einige Titel der älteren Forschung wurden weggelassen.

Die Auswahlbibliographien der Werkartikel verzeichnen chronologisch die in der Darstellung zitierten Monographien und Untersuchungen sowie die wichtigste, weiterführende Literatur. Diese Bibliographien gliedern sich nach den Zwischentiteln der Werkanalysen, die stichwortartig wiederholt werden, um eine schnellere und genaue Orientierung zu ermöglichen. Bekannte Einzeltitel der Heine-Forschung, die inzwischen in Sammelbände eingegangen sind, werden gelegentlich zusätzlich zu den Seitenangaben zitiert, damit sie kenntlich bleiben. Seitenzahlen beziehen sich auf den ganzen, angegebenen Beitrag und/oder auf bestimmte Textpassagen. Der – seltene – Hinweis (s.o.) erfolgt nur dann, wenn es sich um einen in der Bibliographie eindeutig erkennbaren Titel handelt. Ausgaben-Kommentare werden stets bei Entstehung und Aufnahme zitiert, nur vereinzelt bei Analyse und Deutung.

Sind nun, fragt man sich schließlich, in den vergangenen Jahren neue Heine-Bilder entstanden und welche? Oder: Wohin tendiert die Forschung? Bündige Antworten auf Fragen dieser Art scheint die für einen einzelnen schier unüberblickbar gewordene Masse an Forschungsbeiträgen zu vereiteln. Mehr als zwei Jahrzehnte, nachdem sich das Bild vom ästhetischen und politischen Begründer der Moderne in Deutschland durchsetzen konnte, läßt sich lediglich anmerken, daß sich die Auseinandersetzung mit Heine von sozialkritischer Problematik entfernt hat und im wesentlichen in die Breite gegangen ist. Diesen Eindruck bestätigen z.B. zahlreiche komparatistische Studien mit dem symptomatischen Titel *Heine und ...*, worunter zeitgenössische oder spätere Dichter und Denker zu verstehen sind. Ohne einem der Autoren, die auf alle Aspekte von Schriftstelleridentität und Werk eingegangen sind, zu sehr auf die »Füße treten« zu wollen, kommt man um die Feststellung nicht herum, daß in jüngster Zeit keine maßstabsetzende, neue Heine-Interpretation erschienen ist. Das paßt offensichtlich in eine Zeit, die sich bei abnehmender kritischer Einstellung enzyklopädisch aufgefächert hat und mangels theoretischer Erneuerung ihre Aufgaben mehr im Sammeln, Edieren und Kommentieren erkennt – allerdings oft mit dem legitimen Anspruch, ein Stück Vergangenheit zu aktualisieren.

Aber die unleugbare thematische Erschöpfung bedeutet keineswegs, daß sich nichts mehr bewegen würde. So hat man in den letzten Jahren verstärkt über Heines spannungs-

geladene deutsch-jüdische Identität nachgedacht, über seine zwiespältige Einstellung zu Deutschland und seine konfliktreiche Haltung zur jüdischen Religion. Oder: Gerät auf dem alten Kontinent mit seinen altneuen Problemen die europäische Dimension von Heines Werk und Gestalt gesteigert ins Blickfeld, geht man in der Neuen Welt genau umgekehrt vor: Am Spätwerk wird Heines Stellung zur Dritten Welt, präzise zum Kolonialismus und Sklavenhandel diskutiert, wobei ein amerikanischer Forscher die »politisch korrekte« Haltung der Interpreten hinterfragt und deren »eurozentrische Tradition« aufdeckt!

Auch methodisch ist nicht alles beim alten geblieben. Hat der Rückgriff auf die Psychoanalyse an Boden gewonnen, wird jetzt am Frühwerk versucht, Heines dekonstruktiven Umgang mit der literarischen Tradition zu verdeutlichen.

Meine Danksagung richtet sich an das Düsseldorf-Heine-Institut, in dem unter der Leitung von Joseph A. Kruse der Geist von »gaya scienza« herrscht. Bernd Kortländer hat mich mit Rat und Tat unterstützt. Die Bibliothekare Traute-Renate Feuerhake und Martin Tonn haben meine Nachforschungen erleichtert. – Schließlich danke ich Bernd Lutz für seine verlegerische Betreuung und Sabine Matthes für Korrektur- und Registerarbeiten.

Diese Neuauflage widme ich meiner Frau Anne, die weiß warum.

Barbizon und Düsseldorf,
Ostern 1997.

Gerhard Höhn

Einleitung zur dritten Auflage

Im Jubiläumsjahr 1997 stand Heinrich Heine im Zenit seines Ruhms. Sein weltliterarischer Rang wurde erstmals allgemein anerkannt. Das umfangreiche Kultur- und Wissenschaftsprogramm des Bizentenariums konnte nicht nur einen unerwartet großen Erfolg feiern, sondern auch ein neues Interesse an Heines Person, Werk und Wirkung erzielen. So wird bereits sieben Jahre nach der zweiten eine dritte Auflage des Handbuchs nötig.

Obwohl sich die Forschung inzwischen enorm vermehrt hat, gibt es keinen inhaltlichen Grund zu eingreifenden Textänderungen. Im Gegenteil: Der jüngsten Entwicklung ist es zwar gelungen, eine große Vielfalt an Themen zu diskutieren, für stoffliche Bereicherung zu sorgen und bestimmte Schwerpunkte zu setzen; aber sie hat nur wenig eingehende Werkanalysen hervorgebracht, die das Verständnis der Texte befördern könnten. Inhalte und Stoffe sind wichtig, wichtiger ist jedoch Heines innovative Schreibart. Was bis auf ein paar Ausnahmen fehlt, sind eingehende formale Analysen zu Strukturen und Strategien, zu stilistischem und rhetorischem Textniveau. Wünschenswert wäre heute eine Rückbesinnung auf den virtuoson Sprachkünstler Heine: Hat nicht der Pariser Intellektuelle alle Kämpfe seiner Zeit mitgekämpft und seine Gegner mehr aufgrund einer überlegenen künstlerischen Praxis ausgestochen, als durch eine bessere politische Theorie?

So kann das Handbuch mit dem Textstand der zweiten Auflage unverändert erscheinen, stellt es doch Analyse und Deutung sowohl des komplexen Aufbaus wie des sozialkritischen Gehalts sämtlicher Werke Heines eindeutig in seinen Mittelpunkt. Als Ergänzung ist im Anhang eine umfangreiche, gegliederte Bibliographie seit 1996 erschienener Literatur hinzugekommen. Sie verarbeitet in der Form eines Forschungsberichtes Sachinformation mit kritischem Kommentar und Lesehinweisen, um den Zugang zum Werk zu erleichtern. Ihre

eigene Systematik erklärt die Vorbemerkung S. 537.

Was an der Ausweitung der neueren Heine-Forschung auffällt, ist zum einen das Ausmaß, in dem Grundprobleme der aktuellen Epoche ihre Untersuchungen prägen konnten. Das zeigt nicht nur die Diskussion von Themen wie kulturelle Identität und Geschlechterbeziehung, sondern auch das Gewicht der Phänomene Europa und Regionalisierung. – Zum andern hat sich das Interesse so verlagert, daß sich im Kontext der Analyse von Heines deutsch-jüdischer Identität ein gründlich verändertes Bild des Dichters profiliert hat. Stand – verkürzt gesprochen – in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts der ›politische‹ Schriftsteller im Mittelpunkt, dann hat sich neuerdings das Hauptinteresse zum jüdischen Dichter im Exil hin verschoben.

Tempora mutantur! Aber so wie das Handbuch am Prinzip der Werkanalyse festhält, hält auch der Autor im wesentlichen am Bild des sozialkritischen Intellektuellen fest, der als erster in scharfzüngigem, aber allgemein verständlichem Deutsch für mehr Demokratie und universelle Menschenrechte gekämpft hat – und am Bild des Schriftstellers, der am Ende seines Lebens nach dem Grund aller seiner Verfolgungen gefragt hat, um die klarsichtige Antwort zu formulieren: »Nein, ich gestehe bescheiden, mein Verbrechen war nicht der Gedanke, sondern die Schreibart, der Stil.«

Meine Danksagungen richten sich wieder an einen kleinen Freundes- und Bekanntenkreis. Dem Lektor Oliver Schütze danke ich für die Betreuung der dritten Auflage. Dieter Fuchs, Stuttgart, hat mir bei der Textdurchsicht sehr geholfen und zusammen mit Jan Knopf, Karlsruhe, bei der Konzeption des Anhangs mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Hinweise verdanke ich dem Direktor des Düsseldorfer Heinrich-Heine-Instituts, Joseph A. Kruse, seinem Stellvertreter Bernd Kortländer sowie

den wissenschaftlichen Mitarbeitern Bernd Füllner und Christian Liedtke. Ratschläge hat mir – last but not least – auch Jeffrey L. Sammons, New Haven, CT, gegeben. – Vor allem aber danke ich der Archivarin des Heinrich-Heine-Instituts, Marianne Tilch, die mir alle bibliographischen Nachforschungen ganz entscheidend erleichtert hat.

Dieses Buch widme ich dem Andenken an Dominique Antoine Grisoni.

Barbizon und Düsseldorf,
Frühjahr 2004.

Gerhard Höhn

Der Zeitschriftsteller

In der Übergangszeit von der feudalen Ständegesellschaft zur bürgerlichen Klassengesellschaft erscheint in Deutschland ein neuer, »Zeitschriftsteller« genannter Dichtertypus, der bereits alle wesentlichen Züge des kritischen, modernen Intellektuellen in sich vereinigt. Bekanntlich ist der Begriff des Intellektuellen erst 1898 im Zuge der Dreyfus-Affäre entstanden, aber seine Gestalt ist älter als der normative Wortgebrauch. Bevor »les intellectuels« öffentlich protestierten, existierten bereits *einzelne* Intellektuelle, zu deren ganz frühen Verkörperungen der Zeitschriftsteller Heine gehört. Ihre erste Bewährungsprobe bestand diese militante Figur im Kampf gegen die etablierten Gewalten der Restauration, während sie nach der Julirevolution von 1830 ihre wahre Feuertaufe erleben sollte. Verdankt sie ihre Existenz den neuartigen Bedingungen des expandierenden Literaturmarktes, so wird ihr Bild durch den Funktionswandel geprägt, der sich im Selbstverständnis der Dichter über ihre neue Rolle in der sich verändernden Wirklichkeit vollzogen hat. Das Ergebnis dieser politisch-sozialen Neubestimmung hat sich in literarischen Praktiken niedergeschlagen, die den Bruch mit der klassisch-romantischen Epoche besiegelt und den Beginn einer neuen Literatur angekündigt haben.

Begriff und Funktion des »Zeitschriftstellers« wurden dagegen zuerst 1818 von Ludwig Börne aus bezeichnendem Anlaß festgelegt. In der Ankündigung der geplanten Zeit-Schrift *Wage* entwirft Börne das Portrait des praktisch engagierten Schriftstellers in der neuen bürgerlichen Gesellschaft. Die Geburtsurkunde des »Zeitschriftstellers« enthält gleichzeitig sein »Dienst«-Programm, das lautet: Die »Aus-sagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben«, und noch genauer: »als das Triebwerk selbst [zu dienen], welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt« (*Sämtliche Schriften*, hg. von Inge und Peter Rippmann, Dreieich 1977, Bd. 1, 670 u. 667).

Börnens Porträt, das die Überwindung der

traditionellen Vorstellung vom »Dichter« eingeleitet hat, wurde nun von keinem anderen zeitgenössischen Schriftsteller so ausgefüllt und eingelöst wie von Heinrich Heine. Wenn das Programm des »Zeitschriftstellers« denn lautete: deuten und antreiben, so hat dieser Typus vor allem in Heine exemplarische Gestalt angenommen. Wenn sein Dienst hieß: die »Zeitinteressen« erkennen und den Fortschritt befördern, so ist er in Heines Existenz als Berufsschriftsteller zur vollen Reife und zur epochalen Repräsentation gekommen. Kurz, wenn seine Aufgabe darin bestand: das Vergangene bekämpfen und Geburtshelfer des Neuen sein, so steht Heines kritisches Dichtertum beispielhaft am Anfang einer Entwicklung, deren ungebrochene Aktualität sich in der bis heute kontroversen Diskussion um politisch engagierte Dichtung bezeugt.

Heines Zeitschriftstellertum läßt sich jedoch nicht allein mit den Vorstellungen Börnes definieren, hat er ihm doch schließlich sein eigenes Siegel aufgeprägt, als er nach 1830 seinen Status und seine Funktion mit »Amt«, »Sprechamt«, »öffentliches Tribunal« oder »Prophtenamt« bezeichnete (B 5, 91 und 10). In dieses »Amt« hatte ihn niemand eingeführt, und niemand hatte ihn dafür kompetent erklärt: Allein durch die Freiheitsappelle von 1789 und 1830 sowie, in Opposition dazu, durch die antiliberalen Restaurationspolitik fühlte sich Heine aufgerufen, das »Sprechamt« im Namen der unterdrückten und (noch) stummen Völker zu verwalten. Die Amtsbefugnis, die von der Gegenpartei seit jeher der »Anmaßung« bezichtigt wird, beruhte deshalb nicht auf Vermessenheit oder persönlichen Ambitionen, sondern im Gegenteil auf Ideen und Bedürfnissen, die an der Zeit waren und zur Verwirklichung drängten. Engagiert-werden mußte so als vorrangig gegenüber bloß subjektivem Sich-engagieren erscheinen.

Die für Heines Schriftstellertum zentrale, spannungsvolle Vorstellung von Engagement kommt immer wieder zur Sprache, in Briefen (z.B. an den befreundeten Moses Moser vom 1. Juli 1825), in den *Ideen. Das Buch Le Grand* oder in Buch II der Börne-Schrift, bevor sie in der bekennnishaften *Vorrede* zum 1. *Salon-*

Band 1835 im Bild des in die Arena gepeitschten und geknechteten Schriftstellers ihre gültige Formulierung fand (B 5, 10). Wird der Auftrag des Amtes – um hier kurz vorzugreifen – unterschiedlich bestimmt: Einmal, politisch gesehen, als Tribun auf die Gegenwart einzuwirken, zum andern, religiös gesehen, als Apostel in die Zukunft schauend die »Freiheits«-Religion zu verkünden, so ist der Modus der Ausübung eindeutig militant-kriegerisch festgelegt. Daran erinnert unaufhörlich die im ganzen Werk vertretene agonal-militärische Metaphorik und Symbolik, die alle Gefahren bewußt einkalkuliert. So lautet nach 1850 der Appell des Zeitschriftstellers, ob Tribun oder Apostel, noch entschiedener als vorher: »Aux armes citoyens! [...] Aux armes citoyens!«, und sein Credo heißt pathetisch: »Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!« (B 3, 529 u. B 7, 53; vgl. Brief an Christiani von Mitte November 1826).

Der bevorzugte Kampfplatz des Zeitschriftstellers sind Zeitungen und Zeitschriften, die gleichzeitig seine Existenz sichern. Die Entwicklung des Literaturmarktes (s. S. 18ff.) hat, zusammen mit dem Aufschwung und der Erneuerung des Pressewesens, die Vormärzzeit in eine neue, nach der Aufklärung »zweite Blütezeit« der Journalistik verwandelt (Windfuhr 1970, 455). Die neuen beruflichen Möglichkeiten ließen viele deutsche Schriftsteller, wie Peter Stein betont hat, »von den Dachkammern in die Redaktionsstuben« umziehen, wenn sie nicht als Herausgeber oder als freie Mitarbeiter tätig waren. Die Schriftsteller des Jungen Deutschland, die zahlreiche, aber durch die Repressionspolitik des Deutschen Bundes oft nur kurzlebige Zeitschriften gründeten und herausgaben, sprachen sogar emphatisch von »Zeitschrift«, weil sie eine Verbindung zu »Zeit« herstellten, wobei »Zeit« nach 1830 laut Wulf Wülfing als das »positive Gegenstück« zum negativ besetzten Schlagwort »Vergangenheit« gebraucht wurde.

Die bevorzugte Gattung des Zeitschriftstellers ist die Prosa, mit der sich die neuen, bürgerlichen Wirklichkeiten besser und angemessener erfassen ließen als in gebundener Rede.

Die Jungdeutschen wie Theodor Mundt legten ihr Gewicht auf die »Emancipation der Prosa« (*Die Kunst der deutschen Prosa*, Berlin 1837, 49) oder begrüßten wie Ludolf Wienbarg den Übergang zu einer poetischen Prosa, »weil Prosa unsere gewöhnliche Sprache und gleichsam unser tägliches Brot ist, weil unsere Landstände in Prosa sprechen, weil wir unsere Person und Rechte nachdrücklicher in Prosa verteidigen können, als in Versen« (*Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet*, Hamburg 1834, 135). Dieser Prozeß, in dem sich die Abkehr von klassisch-romantischen Normen lyrischer Dichtung bekundet, vollzog sich für die neue Generation auf maßgebliche Weise in der innovatorischen und experimentellen Prosa Heines und Börnes. Neben Börnes zeitkritischer Prosa aus den 20er Jahren wirkten Heines *Reisebilder*, die ein neues Genre begründeten, form- und stilbildend auf die junge Schriftstellergeneration, weil die in der klassischen Ästhetik nicht erlaubte Mischung verschiedener Formelemente ein genaueres Bild der Zeit ermöglichte. So konnten Heines (und Börnes) Berichte und Reportagen aus Paris, in denen der Zeitschriftsteller zum Historiker seiner Zeit wurde, als neue Prosagattung zahlreiche Nachahmungen finden, denn sie erfaßten bisher unbekannte Aspekte einer sich immer komplexer gestaltenden Wirklichkeit. Schließlich beeinflussten Heines literarisch-philosophische Abhandlungen die moderne Essayistik. Ihre Modernität wurde schon von den Jungdeutschen anerkannt, ihre Vorbildlichkeit ist bis heute unbestritten – auch Karl Kraus' äußerst scharfe Kritik des »Feuilletonismus« vermochte daran nichts zu ändern.

In seinem publizistischen Kampf gegen historisch überholte Zustände und Ideen hat Heine von Anfang an die neuen »Waffen« konsequent eingesetzt, um in der Öffentlichkeit größeres Terrain zu gewinnen und mehr Köpfe zu erreichen. In seiner Berliner Studienzeit wurde er schon als Korrespondent tätig, bei ihrem Abschluß hatte er nach Manfred Windfuhrs Zählung bereits mehr als fünfzig Beiträge in Zeitschriften veröffentlicht. Auch danach veröffentlichte er publizitätsbewußt fast